

Eva Kocziszky und Jörn Lang (Herausgeber), **Tiefenwärts. Archäologische Imaginationen von Dichtern.** Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der Antiken Welt. Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt 2013. 176 Seiten mit 63 Abbildungen.

»Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen« (Emanuel Geibel). – »Dich wundert das flirrende Licht? / Mich nicht: / Es tanzen die Götter« (Jürgen Schwalm).

Der Band vereint siebenzig Gedichte von Erich Arendt bis Albin Zollinger auf antike Landschaften (Hellas, Arkadien, Ägina, Delos, Samos) und Erinnerungsorte (Dodona, Mykene, Eleusis, Thermophylen, Atlantis), Götter (Apollon, Kairos) und Kunstwerke (Nike von Samothrake, Karyatiden, Alexandermosaik). Ausgewählte Gedichte – manche bekannt, andere weniger bekannt, wie die beiden einleitend zitierten Verse zeigen – werden durch Fachleute der Klassischen Archäologie und Germanistik kenntnisreich kommentiert und das Ganze durch passende Fotografien in einen spannungsreichen Dialog gesetzt.

Einleitend weist Jörn Lang darauf hin (S. 13 f.), dass die Phantasie der Künstler im Umgang mit der Antike und die Arbeit der Archäologen mit den Überresten der Vergangenheit manchmal gar nicht so verschieden voneinander sind. Denn wenn die Tempelstufen nichts als leeren Himmel über sich tragen, wie es sinngemäß in einem Vers von Marie Luise Kaschnitz heißt (s. u.), dann ist die archäologische Poesie der Dichter und poetische Imagination der Fachleute gleichermaßen gefragt, soll der Tempel wieder entstehen und die Gottheit einziehen können.

Den Band eröffnet Hans Carossas Gedicht »Ergänzungen. Ein Dank an Ludwig Curtius«, das von einem gemeinsamen Gang des Dichters mit dem Archäologen durch den Hof des Thermenmuseums handelt: »Wir kamen aus dem Kreuzgang in den Hof, / wo Rosen rankten im Gezweig der Zeder.« Aufmerksamkeit erregt eine Grablampe, die von zwei Elefanten getragen wird (S. 19). Die beigegebene Abbildung belehrt den Leser darüber, dass Carossa genau genommen einen römischen Wandpilaster mit der Darstellung eines Kandelabers vor Augen hatte, der auf zwei Elefanten-

köpfen fußt (Abb. 4). Wie Dietrich Boschung in seinem Essay zu dem Gedicht hervorhebt, sind es »gerade nicht die spektakulären Hauptwerke« des Museums, die die Aufmerksamkeit der beiden Besucher im Gedicht auf sich ziehen, sondern die unscheinbaren Relikte, »die nur der Kenner in ihrer Bedeutung wahrnehmen und erklären«, eben ergänzen kann (S. 20). Dieser Kenner ist Curtius, der immer wieder »neue Zauberworte« findet und Carossa die »roten Urnen« und »zerbrochenen Formen« deutet (S. 19).

Anfang November 1936 besuchten Marie Luise Kaschnitz und ihr Mann Guido Kaschnitz von Weinberg auf ihrer Griechenlandreise auch Delphi. Zunächst scheinen die Tempelstufen »nichts als Leere« zu tragen und die »alte Schrift verwirrt auf dem Stein«. Doch dann öffnet sich der Blick »unvermutet über lichten Weiten / Und sieht von Gipfeln, die sich schimmernd breiten, / Die Wälder silbern in die Tiefe gleiten, / Rötliche Hügel und die blaue Bucht« (S. 53). In seinem Essay zu dem Gedicht »Delphi« führt Adolf Heinrich Borbein aus, dass Kaschnitz mit ihren Versen einer bis in die Romantik reichenden Tradition folgt, »für die das Griechenland-Erlebnis primär das Erleben der griechischen Landschaft war« (S. 55). Aufschlussreich ist der Vergleich zwischen dem Gedicht und den Tagebuchnotizen der Dichterin aus dem Jahr ihrer Griechenlandreise (S. 55 f.).

Rilkes Sonett »Die Karyatiden« entstand im Sommer 1908 (S. 90). Da Rilke nie in Griechenland war, sondern »nur bis Capri« kam, fragt sich Manfred Koch, welche Bildvorlagen Rilke benützt haben könnten, »ob eine Fotografie oder Zeichnungen und Stiche«, was sich aber nicht eruieren lässt. Das Gedicht, das mit den Versen »In dieser Luft, die glatt war von Gymnasten / und von dem Gehen junger Sieger bebend« beginnt, ist »von der ersten Zeile an erotisch aufgeladen«, wie es in Kochs Essay heißt (S. 91), und weiter: »Mit dem zweiten Vers kommt explizit das agonale Moment der griechischen Kultur hinzu. Das Erotische in seiner ganzen Bandbreite von Schmiegsamkeit bis hin zu kraftvoller Unterwerfung ist damit die Atmosphäre, die die Karyatiden nicht einfach nur umhüllt, sondern auf sie einwirkt, ja, sie zu durchdringen versucht« (S. 91).

Alexander von Stauffenberg hat sich – typisch für Mitglieder des Georgekreises – Zeit seines Lebens als Wissenschaftler und Künstler verstanden. In seinem nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 verfassten Gedicht »Marathon« erinnert sich der Dichter an einen Ostertag desselben Jahres, den er mit seinem ebenfalls in Athen stationierten Freund Rudolf Fahrner am Ufer des Euripos verbrachte: »So raubten wir uns einen tag des glanzes / Und flohn aus scham und bitternis der zeit« (S. 144). Dort verbinden sich ihnen ganz im Geiste Hölderlins Dionysos und Christus, wie Jan Andres betont (S. 146), wenn es in der zweiten Strophe heißt: »Im Euripos abspülend trug und lügen / Den blick hinüber auf den zackigen kamm / Genossen wir in vollen trunknen zügen / Des ortes würzwein

und das osterlamm.« Dabei steigt die Vision eines Kuros auf und der Wunsch, »Dass solche jugend sich mit uns verbünde« (S. 144).

In Günther Kunerts »Alexanderschlacht« vermischen sich Erinnerungen an das pompejianische Alexandermosaik im Archäologischen Nationalmuseum in Neapel mit Albrecht Altdorfers 1528/29 entstandenen, heute in der Alten Pinakothek München befindlichen gleichnamigen Ölgemälde: »Erinnerung an das Bild / der Alexanderschlacht: zwei gewaltige Heere / treffen aufeinander: Darius wendet sich / schon zur Flucht, verfolgt / vom Herrn aus Makedonien« (S. 149). Filippo Carlà macht in seinem Essay darauf aufmerksam, dass nur bei Altdorfer die von Kunert am Gedichtschluss erwähnte untergehende Sonne zu sehen ist (S. 150) – worauf unvermittelt die Pointe des Gedichtes folgt: »und man weiß: / Das Abendland ist gerettet für alle / künftigen Kriege« (S. 149). Wie das Altdorfergemälde vor dem Hintergrund der Belagerung Wiens durch die Türken zu sehen, so ist Kunerts Gedicht vor dem Hintergrund des im Jahr 1973 endenden Vietnamkriegs zu lesen (S. 152).

Am Ende der Lektüre ist man erstaunt, wie präsent die Antike auch oder vielleicht gerade in der Dichtung der Gegenwart ist. Der Leser wird eingeladen, sein eigenes Erleben antiker Orte und Kunstwerke stimmungreich zu vertiefen und sich etwa bei einem Athenbesuch oder auf der Akropolis die Gedichte von Kesten, Grünbein und Biermann oder etwa im Louvre vor der Nike von Samothrake stehend die Verse von Kaschnitz und Benn laut oder leise vorzulesen.

München

Kay Ehling